



VERWEIS

Neues Spiel,
neues Glück

Was für die Spieltriebigen. Was für die Visionäre, die auch mal ein Stück Zukunft erwürfeln wollen. „Gesellschaft spielen: Das Spiel als Methode“ ist der Titel einer Ausstellung im Foyer der UdK Berlin, Einsteinerufer 43, bei der (bis zum 13. Februar) auf den ersten Blick nur Varianten von vertrauten Gesellschaftsspielen zu sehen sind. Was sich die Studierenden des UdK-Studiengangs Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation aber einfallen lassen haben, sind Spiele als Experimentierfelder, in denen sich alternative Szenarien und Zukunftsvisionen erforschen lassen. Eröffnet wird die Schau heute Abend um 19 Uhr mit Testspielen und einer Podiumsdiskussion zum Thema „Das Spiel als Methode“.

BERLINER SZENEN

AUF DEM FAHRRADSATTEL

Geld für Spucke

Im Hinterhof meiner Bekannten spucken die Leute echt viel rum. Wir sitzen in der Küche, reden und schweigen auch manchmal, und immer, wenn wir schweigen, hören wir es: Da kommt einer, Tür auf, Tür zu, Rotz hoch durch die Nase, das klingt ganz eklig, und dann spuckt es. „Krass“, sag ich. Mehr fällt mir nicht ein.

„Ich glaub, das ist immer derselbe“, sagt meine Bekannte. „Und sein Sohn. Er hat zwei Kinder machen doch alles nach.“ „Und warum laufen die so viel hin und her?“, frag ich, aber das weiß sie auch nicht. Und dann reden wir nicht mehr, sondern sitzen wieder und schweigen und lauschen – Tür auf, Tür zu, Rotz hoch und flatsch – und irgendwann mach ich mich auf den Weg nach Hause.

Als ich unten im Hof mein Fahrradschloss aufschließe, sehe ich es: Auf meinem Sattel ist Spucke. Ich hab kein Taschentuch bei, aber ich könnte wieder hoch und mir eins holen und damit die Spucke wegwischen. Aber dann wiederum bin ich müde und faul und beschließe, mein Rad stehen zu lassen und die U-Bahn zu nehmen. Ich schließe das Schloss wieder zu und mache mich auf den Weg. Ich staune nicht schlecht, als ich mein Rad

Immer, wenn
wir schweigen,
hören wir es

abholen will am nächsten Tag: Statt der Spucke liegt ein 50-Cent-Stück auf dem Sattel. Cool, denke ich, und klinge bei meiner Bekannten. „Ich hoffe, es war der Vater“, sagt sie, wie immer ganz praktisch.

„Dann machen die Söhne auch das bestimmt nach. Wär doch toll!“ Ich stimme zu und wir überlegen, ob wir jetzt selbst auf unsere Sättel spucken sollen – vielleicht fühlt sich dann der eine verantwortlich für den vermeintlichen Rotz der anderen und zahlt. „Ich probier das mal aus“, sagt meine Bekannte. „Kann man 'n Haufen Kohle mit machen, bis sie das schnallen.“ Und dann sitzen wir wieder und lauschen, Tür auf, Tür zu, Rotz hoch und flatsch. **JOEY JUSCHKA**

Wo Popförderung der Standard ist

POP Vom niederländischen Modell lernen: Das Eurosonic in Groningen gilt als wichtigstes Clubfestival Europas. Neben einer Reihe an Berliner Bands ließen sich vergangenes Wochenende auch hiesige Pop-Institutionen sehen

VON JENS UTHOFF

Am Anfang des Jahres, mitten im Januar, freuen sich Musiker ganz besonders, wenn sie ins niederländische Groningen reisen dürfen. Denn wer auf dem zu dieser Zeit stattfindenden Eurosonic-Festival spielt und dort überzeugt wird, wird oft einem größeren Publikum bekannt. Es gilt als wichtigstes Clubfestival Europas, parallel findet eine Musikkonferenz statt. Die heute großen Pop-Acts James Blake, Lykke Li und The XX spielten hier, und auch für Berliner Interpreten war die Einladung zum Festival in der Vergangenheit der Start in eine größere Karriere: für Wir Sind Helden, Agnes Obel oder die Beatsteaks zum Beispiel.

Auch am vergangenen Wochenende, bei der 28. Ausgabe des Festivals, waren dort sieben Berliner Bands zugegen. Aber nicht nur für die Musiker lohnt es, nach Groningen zu reisen. Mit Björn Döring und Tommy Nick waren etwa Vertreter der Berlin Music Week (BMW), des vergleichbaren Berliner Events mit der Kombination aus Konzerten und Konferenz, und mit Tatjana Kaube die Referentin des Musicboard Berlin in den Niederlanden zu Gast.

Neben der bloßen Repräsentation der Institutionen ging es für sie auch darum, von den Modellen im Nachbarland zu lernen: Pop-Institute wie das Musicboard, das vom Berliner Senat Anfang 2013 eingerichtet wurde, gibt es in den Niederlanden bereits seit den 70ern, Popförderung ist Standard dort. Kaube sieht Berlin „mit dem Musicboard ganz gut aufgestellt, aber es gibt immer Luft nach oben.“

Nachdem das Musicboard 2013 mit einem Budget von einer Million Euro gestartet ist, sind es in den kommenden beiden Jahren bereits 1,5 Millionen Euro, die es vom Senat erhält. Verwendet werden sie für die Künstlerförderung, Stipendien und Standortmarketing: „Wir wollen Berlin als Produktionsstandort Nummer eins für Musik in Europa etablieren“, sagt Kaube. Zudem wolle man Berliner Labels bei der Digitalisierung ihrer Archive unterstützen. Ab 2015 soll auch die BMW vom Musicboard organisiert werden.

Der Popstandort Berlin solle sich inhaltlich auf das konzentrieren, was ihn stark macht, erklärt Kaube: „Dazu gehört die ausgeprägte Start-up-Szene,



An Publikum fehlt es bei Eurosonic in Groningen nie, hier ein Konzert in der Machinefabriek Foto: Sander Baks

auch im Bereich der Musik.“ Was die großen Eurosonic-Konferenzthemen wie die Entwicklung digitaler Märkte angeht, so seien sie für das Musicboard „wichtig, um etwa Projektanträge inhaltlich bewerten oder die Vorhaben unserer Stipendiaten beurteilen zu können.“

Björn Döring und Tommy Nick, Leiter beziehungsweise Pressereferent der BMW, holen sich ebenfalls inhaltlichen Input in Groningen – lernen aber auch, was man an der Spree anders machen sollte als die Niederländer. „Die Berlin Music Week darf nicht quadratisch, praktisch, gut werden“, sagt Döring mit Verweis auf die sehr geordneten Bahnen, in denen das Eurosonic läuft. Das Chaotische, das Berlin auch ausmacht, dürfe man auch während der BMW ruhig spüren.

In der jetzigen Form besteht die BMW, die den Tod der in Berlin nicht gerade beliebten Popkomm überlebt hat, seit 2010. Langsam entwickeln müsse sie sich für Döring: „Erst mal fangen wir jetzt in Kreuzberg an, dann werden wir stetig wachsen.“ In Deutschland werde man irgendwann konkurrenzlos dastehen. Vergleichbar mit der BMW ist derzeit das Reeperbahn-Festival



Die Bühnen des Clubfestivals als Karrieretrittbrett Foto: Bart Heemsker

Nicht nur für die Musiker lohnt es, nach Groningen zu reisen

in Hamburg. Was man aber auch merkt, wenn man sich mit den Berliner Vertretern unterhält: Die hiesige Musikszene muss die BMW annehmen. Vielen gilt sie als kommerzielles Spektakel, als Szene-Puristen haben nach wie vor Probleme mit der staatlichen

Förderung des Pop. Dass das Konzept Clubfestival gut funktioniert, sieht man in Groningen, wo die Veranstaltung 40.000 Besucher verzeichnete.

Die sahen auch Berliner Künstler satt. Beispielsweise die österreichischen Wahlberliner von Ja, Panik. Die wurden im Vera erst sehnsüchtig erwartet, der Saal war voll – und dann gingen viele auch wieder. Als Live-Act, im Ausland, wo die Leute sie und ihre Fertigkeit, Diskurse in wenigen Worten und Akkorde fassen zu können, nicht kennen, funktionieren Ja, Panik nicht. Im News

Café der Groninger Innenstadt standen 300 Besucher dagegen wie angewurzelt da, als Kat Frankie, die aus Australien nach Berlin gekommene Sängerin samt Band ihr halbstündiges Set spielte. Auf ihr kommendes Album darf man gespannt sein: Frankie, aus dem Songwriter-Genre kommend, scheint sich noch mehr als auf dem 2012er-Album „Please Don't Give Me What I Want“ in Richtung Soul zu öffnen.

Etwas enttäuschend dagegen die HipHop- und R'n'B-beeinflusste Dena und die hoch gehandelte 80er-Pop-Combo Ballett School. Beiden Acts, der 30-jährigen Dena und dem irisch-japanisch-brasilianischen Trio, gelang es zu selten, Spannung aufzubauen. Bei Letzteren vermisste man trotz der tollen Stimme von Rosie Blair eine Vision, wohin ihre Musik steuert. Allerhand 80er-Referenzen waren zu hören, mehr auch nicht.

Die ganz große Entdeckung aus Berlin gab es 2014 bei Eurosonic also nicht zu bestaunen. Aber die kann die Berlin Music Week im September ja zutage fördern. Dann darf man übrigens ruhig etwas tiefer im Underground wühlen als die Groninger.

Schwimmen im Strom der Geschichte

ERZÄHLEN Mal Sagenerzählerin, mal Literaturwissenschaftlerin, mal Homer selbst: Kristin Wardetzky leitet sicher durch die Odyssee

„Das Schicksal der Menschen bestimmen sie selbst“, sagt Kristin Wardetzky. So steht es in der Odyssee von Homer ganz am Anfang, wenn Athene und Zeus miteinander verhandeln, ob der Junge jetzt nicht langsam mal nach Hause kommen sollte. Sieben Jahre hängt er schon bei Kalypso rum. Das Tagesgeschäft antiker griechischer Helden scheint darin zu bestehen, ihrem Schicksal in die Arme zu laufen, entweder dadurch, dass sie vor ihm fliehen, oder dadurch, dass sie es ignorieren.

Am Wochenende hatte die Professorin für Theaterpädagogik in der Tanztangente in der Steglitz einen ihrer seltenen Auftritte. Die Weissagungen im My-

thos seien nichts anderes als Teaser, um den Zuhörer bei der Stange zu halten, erzählte sie einem faszinierten Publikum. Wardetzky begeisterte sich nicht nur die große Abenteuer- und Liebesgeschichte der Odyssee, sondern auch für deren Struktur und die Kunstfertigkeit des Homer.

Die große schlanke Frau mit den weißen Haaren flüstert und ruft, wirft die Hände, wippt auf den Zehenspitzen. Man könnte jedes Mal eine Stecknadel fallen hören, wenn sie schweigt. Von 1993 bis 2003 hat die Märchenforscherin und Literaturwissenschaftlerin an der Universität der Künste in Berlin Künstlerisches Erzählen gelehrt. Wer sie am

Sonntag sah, erkannte eine Meisterin bei der Arbeit.

Wardetzky hatte eine deutsche Ausgabe des antiken Epos dabei, die ist so dick wie ein Telefonbuch, in dunkelblaues Leinen gebunden. Die Odyssee besteht aus 24 Abschnitten, Bücher genannt. In Wardetzky's Ausgabe sind bunte Zettel zwischen die Seiten geklemmt. „Die berühmten Abenteuer des Odysseus“, sagt Wardetzky und hält das schwere Buch hoch, „sind nur vier Bücher. Vier von 24. Und Odysseus selber taucht erst im fünften Buch auf. Vorher wird nur über ihn geredet. Das muss man sich mal vorstellen!“

Vorstellen müssen die Zuschauer sich viel bei ihr – aber

das fällt überhaupt nicht schwer. Homers Werk ist streng symmetrisch gebaut, erklärt Wardetzky. „Genau in der Mitte der Abenteuer steigt er in den Hades hinab, ins Reich der Toten. Um diesen Angelpunkt herum ordnen sich symmetrisch Geschichten über Vergessen, physische Überwältigung und Tabubruch.“ Sie hat bunte Tafeln zur Veranschaulichung mitgebracht, die sie unter den Zuschauern verteilt, um die „Organisation des Materials“ zu veranschaulichen. „Kirke“, steht auf einer Tafel. Eine der vielen Frauen, mit denen Odysseus was hatte. Genauso wie „Kalypso“.

Kristin Wardetzky zeigt, dass Literaturanalyse nicht abtun kann sein muss. Dass das Wissen

um Inhalt und Form der Poesie nicht den Zauber stiehlt, sondern im Gegenteil noch eine Schippe drauf tut.

Wardetzky's Vortrag ist wie Schwimmen im Strom der Erzählung. Sie taucht hinein in die Geschichte, lässt sich ein Stück forttragen, taucht wieder auf, klettert ans Ufer, besieht sich die Landschaft, prüft die Wasserqualität. Sie selbst wechselt beim Erzählen ständig die Rollen, ist mal Sagenerzählerin, mal Literaturwissenschaftlerin, mal Odysseus und mal Homer. Sie nimmt ihre Zuhörer mit auf eine kleine Schwimmstunde durch eine der größten Erzählungen des Abendlands, auf dass sie Freischwimmer werden. **LEA STREISAND**